

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** - (1926)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Joseph Conrad  
**Autor:** Gschwind, Frank Henry  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759990>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Joseph Conrad

*Von Frank Henry Gschwind*

Es ist das unvermeidliche Los eines jeden schöpferischen Geistes, dass die Kritik auf seinem frisch aufgeworfenen Hügel zu botanisieren beginnt. Diese zeitgenössischen Urteile, welche selten den Nagel auf den Kopf treffen, weil es ihnen meist an Perspektive fehlt, haben doch das Gute an sich, dass sie für die spätere Kritik ein Fingerzeig und ein Wegweiser werden können. Ohne also Anspruch auf ein vollwertiges Urteil erheben zu wollen, erlaube ich mir, einige Eindrücke über das Wirken des kürzlich verstorbenen Joseph Conrad darzubieten, in der Hoffnung, die Leser dadurch zu veranlassen, selbst die Werke dieses genialen Schriftstellers in die Hand zu nehmen. Eine Kritik im landläufigen Sinne möchte ich nicht üben, sondern eher das bieten, was die Engländer eine „*appreciation*“, eine wohlwollende Würdigung nennen.

Dass ein Mann, der seine Kindheit auf den ukrainischen Ebenen verbrachte, Matrose wurde, ist an und für sich etwas Außergewöhnliches; dass er aber einer der größten englischen Schriftsteller seiner Zeit wurde, ist nichts weniger als ein großes Wunder. Es gibt Schriftsteller, die ihren Werdegang nur Büchern zu verdanken haben, wie es auch andere gibt, welche schreiben, weil sie es müssen. Zu dieser Kategorie gehört Conrad. Er sagt zwar, dass, wenn er nicht englisch geschrieben, er überhaupt nicht geschrieben hätte, aber die Tatsache, dass er den Drang in sich fühlte, seine Gedanken zu Papier zu bringen, liefert den Beweis, dass er nicht anders handeln konnte.

Abenteurer mit etwas journalistischem Talent mögen die Ereignisse ihres Lebens des materiellen Gewinnes halber in Romanform veröffentlichen. Von Conrad wissen wir, dass er jahrelang auf den materiellen Erfolg warten musste. Wenn er also nicht die Überzeugung gehabt hätte, dass er unbedingt schreiben müsse, so hätte er seine Feder über Bord geworfen. Der Roman, sagt er, ist ein Appell eines Temperaments an die zahlreichen anderen Temperamente, deren subtile und unwiderstehliche Kraft den vorübergehenden Ereignissen ihren wirklichen Sinn verleiht. Ein solches Temperament, das sich an andere wendet, ist nicht dasjenige des Autors, dessen höchster Ehrgeiz sich auf die Erzeugung von „*best sellers*“ beschränkt.

Conrad hätte aber auch französisch schreiben können! Seine französischen Verehrer zerbrechen sich den Kopf, um Gründe für seine endgültige Wahl des Englischen als Ausdrucksmittel zu finden. Er hatte seine maritime Laufbahn in Südfrankreich begonnen, trat aber bald in den Dienst der britischen Handelsflotte ein: nach ungefähr 20 Jahren Matrosenleben ließ er sich in England als Schriftsteller nieder. Ist dies die Erklärung seiner Vorliebe für die englische Sprache? Er sprach sie mit schlechtem Akzent, während sein Französisch beinahe akzentfrei war. Ist nicht Englisch die Sprache *par excellence* der Seeleute, und war nicht Conrad selbst ein Seemann? Dies scheint mir Erklärung genug zu sein. Er schreibt aber selbst: „Die Fähigkeit, englisch zu schreiben, ist mir ebenso eigen, wie irgend eine andere Fähigkeit, die ich von Natur aus

wohl besitze. Ich habe das sonderbare und durchdringende Gefühl, dass diese Fähigkeit stets einen wesentlichen Teil meiner Persönlichkeit gebildet hat. Für mich war das Englisch nie eine Frage der Wahl oder der Adoption. Der Gedanke einer Wahl ist mir nie in den Sinn gekommen. Und was die Adoption anbelangt, war es gewiss eine Adoption, aber ich bin es, der durch das Genie der Sprache adoptiert wurde; dieses Genie, nach dem ersten Stammeln, hat mich derart in Besitz genommen, dass ich wirklich glaube, dass die Idiome selbst einen direkten Einfluss auf mein Temperament ausgeübt und meinen damals noch plastischen Charakter gebildet haben.“

In einem Punkte zeigte er sich ganz anders als die echt englischen Marine-Schriftsteller. Capitain Marryat, Clark Russell und andere beschreiben das Leben auf dem Meere als *une vie joyeuse*, etwas Fröhliches und Anlockendes; sie sind begeisterte Freunde davon und möchten ihre Begeisterung auch anderen beibringen. Ganz anders Conrad. Er wollte nicht als „Romantiker des Meeres“ gelten; er kannte das Meer und wusste, dass es grausam, erbarmungslos und verräterisch ist. Das, was er beschrieb, ist der ewige Kampf zwischen dem Menschen und dem Ozean. Sein slawisches Temperament konnte ihn nie dazu veranlassen, die Natur optimistisch anzusehen. Er war von ihrer Indifferenz den Menschen gegenüber fest überzeugt und von der Pflicht der Menschen, dieser Gleichgültigkeit zu trotzen und sie zu überwinden. Sein ganzes Leben war er sozusagen ein Einsamer. Schon früh verlor er seine Eltern. Als junger Mann verließ er sein Vaterland und wurde Matrose. Er wählte also einen Beruf, der geeignet war, das Alleinsein zu begünstigen. Der Seemann hat ja Kollegen und Freunde wie alle anderen Menschen auch, aber er bleibt auch wieder sehr oft allein und der Anblick des endlosen Meeres stärkt in ihm das Gefühl, dass jeder Mensch auf dieser Erde doch nur eine einsame Seele ist. Ein solches Leben befruchtet auch die Phantasie und Einbildungskraft — der Seemann hat seltsame Träume und Hoffnungen. So finden wir, dass Conrads Helden beinahe alle diesen Überfluss an Einbildungskraft besitzen; „sie sind von einem Traum von Ruhm oder Schönheit umschwebt, dessen Aequivalent sie in der Außenwelt suchen“. So entschweben sie dem Leben, das ist ihr *escape from life*, diese Flucht aus der Banalität des Alltags, die wir alle mehr oder weniger erstreben.

Conrad schrieb also englisch, aber er ist kein englischer Schriftsteller. Doch hörte er es nicht gerne, wenn man von seinem „slawischen Temperament“ sprach. „Es scheint mir“, sagte er, „dass die andauernde Sympathie meiner Kritiker den Rassen- und historischen Einflüssen einen guten Teil dessen zuschreibt, das, wie ich glaube, einfach dem Individuum zukommt.“

Kein Mensch kann sich aber schließlich von den Einflüssen der ersten Lebensjahre und des vererbten Nationalcharakters gänzlich befreien. Das Slawische bei Conrad ist jedoch nicht etwas direkt Greifbares, es liegt in einer gewissen Atmosphäre. Die Hauptpersonen seiner Romane sind alle *déclassés*, und mancher Kritiker hat auf ihre russischen Verwandten hingewiesen. Seine Methode, die Art und Weise, wie die Personen der Romane sich durch ihre eigenen Worte charakterisieren, sollen auch Merkmale des slawischen Temperamentes sein. Ich finde in Conrad etwas Exotisches und Unenglisches nicht etwa in der Handhabung der englischen Sprache, sondern in dem pessi-

mistischen Hauch, welcher das Ganze umschwebt. Es gibt auch pessimistische englische Schriftsteller, aber ihr Pessimismus ist derjenige der Angelsachsen, d. h. mehr ein Grollen gegen das menschliche Los, als das beinahe apathische Hinnehmen der Dinge, wie sie sind, welches wir dem slawischen Temperament zuschreiben. Conrads Helden mögen hin und wieder den Sieg über das Meer davontragen, aber man hat das Gefühl, dass sie eines Tages doch unterliegen werden. Conrad sagt selbst, dass ein Roman ein durch die Sinne dargebotener Eindruck sein soll, weil der Dichter vorübergehende Ereignisse durch die moralische und emotionelle Atmosphäre von Ort und Zeit wieder schaffen muss. Wie anders die geradausgehenden Handlungen eines Scott oder eines Stevenson! Diese, wie Marryat, Jack London und andere Autoren von Abenteuerromanen lassen ihre Helden nach Art der wandernden Ritter auf der Suche nach Abenteuern ausziehen; bei Conrad sind die Helden gegen ihren Willen Abenteuern ausgesetzt. Sie nehmen sie nur dann an, wenn die Macht der Verhältnisse sie dazu zwingt. Die Briten und Amerikaner haben nur englische und amerikanische Protagonisten, während diejenigen Conrads auch Holländer, Schweden und andere sind. Die englischen Autoren sind nicht Psychologen, während Conrad ein grosser Psycholog ist. Er ist Realist und Mystiker zugleich: ersterer durch die Genauigkeit seiner Beobachtungen, letzterer durch seinen Sinn für das Geheimnisvolle der uns umgebenden Welt, sowie durch seinen Fatalismus, „Meine Leser“, sagt er, „kennen ja meine Überzeugung, nämlich, dass die Welt, die zeitliche Welt, auf einigen einfachen Ideen beruht, Ideen, die so einfach sind, dass sie so alt wie die Berge sind.“

In einem Moment der Ausgelassenheit beschreibt Stevenson, wie er seinen *John Silver* durch eine Art *literary surgery* schuf: er beraubte seinen Freund Henley seiner besten Eigenschaften und ließ ihm nur Mut und Fröhlichkeit übrig. Stevenson scheint der Meinung zu sein, dass alle Romanschreiber bei der Schöpfung ihrer Charaktere so verfahren. Aber zu solcher literarischen Chirurgie nahm Conrad nie Zuflucht. Schwebende Erinnerungen, flüchtige Kontakte gaben ihm das Rohmaterial, aus welchem er seine Personen schmiedete. Letzten Endes sind wohl die Helden eigentlich der Schriftsteller selbst, eine traurige, träumerische Seele, von der Welt abgesondert und doch gezwungen, in der Welt zu leben. „Ein Moment der Vision, ein Seufzer, ein Lächeln, und dann die Rückkehr in die ewige Ruhe, das ist das ganze Leben.“

Conrads Technik ist der Gegenstand vieler Kritik geworden. Gewiss sind seine Werke nicht so leicht lesbar wie die eines Conan Doyle oder eines Rider Haggard. Aber dies lag ja nicht in Conrads Absicht. Er schrieb für Leute, die wirklich lesen können und die Mühe nicht scheuen, mit dem Gehirn und nicht bloß mit den Augen zu lesen. Er schrieb nicht, wie Stevenson, um sich selbst zu unterhalten, sondern er schrieb, um die menschliche Natur zu beleuchten. Er erzählt seine Geschichten meist indirekt, d. h. durch den Mund eines angeblichen Augenzeugen, den er uns vorstellt und der dann die Leser mit den anderen Personen bekannt macht. Seine Handhabung der englischen Sprache ist meisterhaft, obwohl nicht ganz ohne Maniertheit; einige Kritiker glauben auch in seinem Stil ab und zu unenglische Wendungen zu finden. Das mag wohl sein, obwohl ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, dass bei diesen Herren

die Suggestion eine Rolle spielt. Er arbeitete mit großem Fleiß und viel Mühe, er war nicht von jenen, welche ihre Prosa aus dem Ärmel schütten können. Er war ein eifriger Leser und hatte ein wunderbares Gedächtnis. Seine Freunde beschreiben ihn als einen bescheidenen, freundlichen Mann mit den einfachen Höflichkeitsformen der Polen.

Um eine Analyse der einzelnen Werke Conrads vorzunehmen, fehlt mir die Zeit und der Raum. Der Leser, der sich dafür interessiert, möge *Almayer's Folly* oder *The Nigger of the Narcissus* in die Hand nehmen; dann wird er selbst auch alle übrigen Werke Conrads lesen. Er wird es nie bereuen, denn Schriftsteller vom Ausmaße Conrads sind selten.